№ 32 Neue Gartenlaube. 1900

Beilage zum „Danziger Courier".

Die Verschollenen.

Original-Roman von Hans Grey.

[6]

(Fortsetzung.)

„Nicht wahr, Franz," flüsterte die Tante ihm zu und hauchte ihm mit einer gewissen Scheu, die Wellhoff nie an ihr bemerkte, einen Kuß auf die Stirne, „Du wirst heute zum Mitagbrot kommen."

„Ganz gewiß! Aber Du versprichst mir auch, Dir keine unnötigen Sorgen mehr zu machen, denn sieh mal, ich bin doch kein Kind mehr. Früher hast Du mich beschützt und behütet, und jetzt beschütze ich Dich."

Wellhoff wandte sich hier rasch von ihr ab und eilte die Treppe hinunter.

Sinnend blickte sie ihm nach und lauschte mit verhaltenem Atem, bis die letzten Tritte ihres Lieblings unten im Treppenhause verhallt waren. Nun zog sie sich zurück und schloß die Thür.

Gewohnheitsmäßig, wie ein Mensch der es eilig hat, um den Ort seiner Thätigkeit, seines gewohnten Fleißes zu erreichen, eilte Wellhoff aus der engen dunklen Gasse hinaus und gewann zuletzt die Hauptstraße.

Auf einmal blieb er stehen und fragte sich wohin? — Das Haus des Notars war keine zweihundert Schritte mehr von ihm entfernt, aber dahin konnte er die seinigen nicht lenken. Seinen Arbeitsplatz neben dem kecken Fink nahm jetzt sicherlich bereits ein andrer ein. Es war ein schöner Sommermorgen. Die Sonne goß ihre erwärmenden und belebenden Strahlen gleichmäßig über Gerechte und über Ungerechte, über solche, die eine Stelle haben und über die, die stellenlos sind.

Er durchquerte den Marktplatz, immer so thuend, als ob er tausend Geschäfte habe und die Zeit ein Ding sei, das gerade bei ihm besonders hoch im Preise stand und dabei fragte er sich immer wieder, wohin?

Er erreichte zuletzt das Hotel du Nord und blieb hier stehen. Kutschen rollten vor, Reisende stiegen aus und begaben sich ins Hotel. Geschäftig eilten die Angestellten hin und her und hatten alle Hände voll zu thun. Wo er hinblickte, herrschte Thun und Treiben, Jagen, Rennen. Und gegen diese Geschäftigkeit hob sich seine eigene Lage mit grellem Kontrast ab.

Nun kam ihm auf einmal der Gedanke, hinein ins Hotel zu gehen, um eine Audienz bei dem Grafen Suthorst nachzusuchen.



Mädchen aus den Laos-Staaten.

Er konnte sich ja den Anschein geben, als ob er im Auftrage des Notars erscheint. Vielleicht gewinnt er eine Möglichkeit, die ihn auf den rechten Weg führt, auf der er die Aufgabe, die er sich gestellt, lösen kann.

Entschlossen trat er in den Eingang des Hotels und begrüßte dort den Portier. Dieser kannte den Aktuar des Doktors Brokmann.

„Ah, Sie kommen vom Herrn Notar?" fragte dieser, „aber jetzt schläft der Graf noch. Erst in einer Stunde kommt der Arzt."

„Wie befindet er sich?"

Der Portier zuckte die Schulter.

„Das läßt sich schwer sagen, jedenfalls ist noch keine Rede davon, daß der Herr Graf bei dem guten Wetter eine Ausfahrt machen kann."

„Was hält der Arzt von dem Zustand des Herrn Grafen Suthorst?"

„Darüber kann ich leider keine Auskunft geben. Nur soviel habe ich gehört, daß er auf den Rat des Arztes hin die Dörfeldsche Villa vor der Stadt erworben hat und dahin übersiedeln will."

„Das ist mir neu," versetzte Wellhoff interessiert, denn er kannte die großartige Villa ganz genau, „der Herr Graf gedenkt mithin in der Stadt zu bleiben?"

„Demnach sollte man doch meinen? — Uebrigens weiß der Diener das alles besser wie ich, vielleicht sprechen Sie mal mit Franz. Daß der Graf sich sprechen läßt, daran glaube ich nicht."

Der Portier deutete bei diesen Worten nach der Treppe, die in die Beletage hinauf führte und ging seines Weges.

Es lag in dem Wesen Wellhoffs, alles, was er einmal begonnen, auch mit gründlicher Sorgfalt durchzuführen und gerade das war es, was Doktor Brokmann so ungemein an ihm schätzte. Er stieg also die mit kostbaren Teppichen belegte Treppe hinauf, erreichte den Korridor und wartete hier, bis er den Diener antreffen würde.

Aber er mußte lange warten. Hinter den Thüren, die in die Wohnräume des Grafen führten, blieb es ruhig. Die Zimmerkellner blickten ihn manchmal fragend an und schienen nicht recht zu wissen, was der junge Mensch hier zu thun habe, zuletzt kam der Oberkellner und fragte ihn, auf wen er hier warte?

„In Sachen des Testamentes habe ich an

den Herrn Grafen Suthorst einige Fragen zu richten."

„Ah, Sie kommen von dem Herrn Notar Brokmann? — Ich glaube nicht, daß sich der gnädige Herr heute sprechen läßt."

„Es genügte mir schon, wenn ich mit dem Diener sprechen könnte."

„Das läßt sich machen; warten Sie mal."

Der Mann ging nach der nächsten Flügelthür, klinkte diese auf und blickte in das Gemach. Nun wandte er sich zu Wellhoff zurück und winkte diesem.

Unter die halb geöffnete Thür tretend, sah er den Diener wie einen Pascha auf einem Sessel sitzen, eine Cigarre rauchen und die Zeitung lesen.

„Franz," sagte leise der Oberkellner zu diesem, „dieser Herr da möchte mit Ihnen sprechen.

Bei diesen Worten winkte er Wellhoff, einzutreten und zog sich zurück.

Sich höflich vor dem Domestiken verbeugend, ein gewinnendes Lächeln auf den Lippen, trat unser Held in das fürstlich ausgestattete Vorzimmer. Franz, der gräfliche Diener, blieb hoheitsvoll auf seinem Sessel sitzen und musterte den Eintretenden hochmütig vom Kopf bis zu den Füßen.

„Ich nehme an," begann Wellhoff, „daß Sie mich noch von gestern kennen? — Ich komme in Sachen des Testaments. Es wäre von großer Wichtigkeit zu erfahren, wenn Herr Graf Suthorst die letzten Nachrichten von seiner Gemahlin erhalten hat und welche besondere Gründe der gnädige Herr hatte, gerade hier in unsrer Stadt nach der Frau Gräfin und ihrem Sohne zu forschen?"

Der Diener lächelte überlegen.

„Der Herr Graf hat nicht die Gewohnheit, mich in solche Dinge einzuweihen. Wir sind auch nicht zum erstenmal hier. Nun werden wir für immer hier bleiben, denn wir haben eine Villa erworben."

„Davon habe ich gehört. Da uns nun der Auftrag geworden ist, nach der verschollenen Frau Gräfin zu forschen, so wäre es von großer Wichtigkeit, wenn man uns irgend etwas an die Hand geben könnte, das uns bei den Nachforschungen unterstützt. Das Testament erfordert, daß wir erfahren, wo wir eventuell die Frau Gräfin zu suchen hätten."

Dasselbe impertinente Lächeln von vorhin zeichnete abermals das bartlose Gesicht des Domestiken.

„Wenn der gnädige Herr das könnte," versetzte er dann, „wie hätte er da es nötig, den Notar überhaupt zu gebrauchen?"

Das klang nicht sehr ermutigend und wieder dachte Wellhoff an die Behauptung seines Chefs zurück, die dahin ging, der Meinung zu sein, daß der Graf nie eine Frau gehabt hat und nur einer fixen krankhaften Idee lebt.

„Davon sind Sie doch auch überzeugt," fragte jetzt Wellhoff geradezu, „daß Herr Graf Suthorst eine Frau gehabt hat?"

„Das ist stark, so was zu fragen!" brauste der Diener auf, „würde er denn sonst nach ihr suchen?"

„Entschuldigen Sie," verteidigte sich Wellhoff, „in Anbetracht der Lage des ganzen Falles ist diese Frage doch von der größten Wichtigkeit. Ich selbst teile in diesem Punkte die Ansicht meines Chefs nicht und bin zufrieden, daß Sie mir die Versicherung geben, welche mich überzeugt, daß die Frau Gräfin und ihr Sohn lebt."

„Das kann niemand wissen, ob sie noch lebt," opponierte der Diener, „trotzdem der gnädige Herr, je älter er wird, um so fester sich an den Gedanken anklammert, daß wenigstens sein Sohn noch am Leben sei. Das ist doch rein menschlich," fügte er mit einem humanen, vernünftigen Augenaufschlag hinzu. „Sehen Sie, ich bin erst sieben Jahre im Dienst und kann von der Frau Gräfin nichts wissen, aber mein Vorgänger Jean, er ist Verwalter des gräflichen Schlosses, hat mir manches gesagt. Es soll eine Dame von großer Schönheit gewesen sein."

„Besitzt der gnädige Herr Graf ein Bild von ihr?" fragte Wellhoff rasch.

„Das ist möglich," erklärte dieser und sann nach, „ich entsinne mich, daß ein Bild existiert, das Bild einer jungen Dame, aber ob das das Portrait der Frau Gräfin ist? — Glauben Sie ja nicht, daß mein gnädiger Herr mit mir über solche Dinge spricht. Was ich überhaupt von der Sache weiß, das habe ich von meinem Vorgänger."

„Glauben Sie, daß der Herr Graf mich das Bild im Interesse seiner eigenen Sache sehen lassen wird?"

„Wo denken Sie hin? — Das Bild welches ich meine, hütet er wie ein Juwel und trägt es, wenn er ausgeht, in einem Etui bei sich."

Wellhoff regte sich auf. Das Bild mußte er sehen, und dann ist der Weg zu seinem Glück geebnet. Die abenteuerlichsten Pläne, wie er dazu kommen könnte, einen Blick auf das Bild zu werfen, kreuzten im Moment durch seinen Kopf.

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein," sagte Wellhoff nach einer Weile, „wenn Sie mir eine Audienz bei dem gnädigen Herrn auswirken wollten. Der Herr Graf kennt mich sicherlich noch von gestern."

Der Diener wiegte bedenklich den Kopf hin und her.

„Kommen Sie morgen wieder, ich will sehen, was sich bis dahin machen läßt. Das sage ich Ihnen aber gleich, machen Sie sich keine übertriebenen Hoffnungen."

„Ich danke Ihnen," antwortete der ehemalige Aktuar und reichte dem Diener die Hand, „ich würde Ihnen das nie vergessen, denn für mich würde viel davon abhängen, wenn es mir gelänge, dem Herrn Grafen einen wichtigen Dienst zu leisten."

In diesem Augenblick ertönte schrill die Tischglocke aus den Gemächern des Grafen heraus und wie von einer Tarantel gestochen, sprang der Diener auf.

„Ich habe nun keine Zeit, lieber Freund," sagte er vertraulich zu Wellhoff, „der Herr ruft; ich hätte nicht gedacht, daß er so lange schläft. Kommen Sie morgen wieder."

Ein paar Minuten später verließ Wellhoff in gehobener und zuversichtlicher Stimmung das Hotel. Er hatte den ersten Schritt gethan, um seine große Aufgabe zu lösen und dieser Schritt war ihm gelungen.



Wasserstraße in Bangkok.

Wenn der Graf schon öfter in der Stadt war, so galt ihm das jetzt als Beweis dafür, daß er hier nach seiner Gemahlin gesucht, und sicherlich haben ihn greifbare Spuren hierher geführt. Es muß also zuerst seine Aufgabe sein, die Stadt zu durchforschen nach einer Dame mit einem Sohn.

Er rechnete sich jetzt aus, wie alt etwa die Dame sein könnte. Mindestens drei- bis vierundvierzig! — Wie eine Frau in diesem Alter aussieht, das wußte er eigentlich noch nicht, aber das wird sich schon finden. Nun beschäftigte ihn die Frage, wo er sie zu suchen habe? — Im Stadtviertel, in welchem die Glücklichen wohnen, denen die gütige Vorsehung den nötigen Reichtum in den Schoß geworfen, oder unter den Enterbten, den Armen und Elenden?

Er sah bald ein, daß er hier Berge von Schwierigkeiten zu überwinden habe, aber er hoffte viel von der Gefälligkeit des gräflichen Dieners. Und wenn der Graf ihm erst eine Audienz bewilligt, vielleicht Gefallen an ihm findet und jetzt schon ihm den Preis für seine Bemühungen festsetzt.

Seine Phantasie, die sich bei der Schreibarbeit des Notars nie entfalten konnte, begann sich aufzubäumen und baute kühne Luftschlösser. In den schönsten Räumen die-

ser Luftschlösser setzte er sich fest und fühlte sich glücklich, wenigstens für den Augenblick.

Jede Dame, die ihm nun begegnete und die er im Verdacht hatte im Alter von drei- oder vierundvierzig Jahren zu stehen, wurde von ihm besonders aufmerksam betrachtet. Wer kann denn auch wissen, wie der Zufall spielt?

Er bemerkte bald, daß sein Verhalten auf der Straße ein gewisses peinliches Aufsehen erregte. Trotzdem ließ er sich nicht irre machen, sondern verfolgte mit Eifer sein Ziel. Bei seinen Recherchen nach der verschollenen Frau Gräfin Suthorst flogen die Stunden nur zu rasch dahin. Die Mittagsstunde kam heran und nun mußte er zu seiner Tante zurück.

Heute soll sie nicht umsonst warten! — Er schlug sofort den Weg nach der finsteren Gasse ein. Dabei quälte ihn auf einmal die Befürchtung, daß der Notar mit irgend welchen Vorschlägen zu ihm oder zu seiner Tante einen Boten, oder einen Brief durch die Post geschickt habe? Das lag sehr nahe. In diesem Falle wußte bereits seine Tante, was vorgefallen war und diese Befürchtung lag wie ein Alp auf ihm.

Er bereute es jetzt, daß er ihr nicht schon gestern, wie sie es so rührend von ihm verlangt, alles gebeichtet hatte. Mit einem innigen Lächeln begrüßte ihn die Tante, als sie ihren Franz so pünktlich zur Mahlzeit kommen sah. Ihre Ermahnungen gestern hatten gewirkt. Sofort aber bemerkte auch Wellhoff, daß weder der Notar, noch irgend jemand aus dem Hause des Chefs etwas von sich hatte hören lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Für Familie und Haus.

Apfelgelee. Kleine Aepfel oder Falläpfel werden auf folgende Weise gut verwertet: Man schneidet sie in vier Teile, kocht sie mit etwas Wasser weich und gießt sie durch ein Sieb. Der Saft wird mit Zucker gut eingekocht, und in Gläser gefüllt. Auf ein Pfund Saft giebt man 300 Gramm Zucker.



Vergangen.

Wenn die Sonne nicht mehr glüht,
Wenn die Rosen längst verblüht,
Wenn die Bäume unbelaubt
Traurig schütteln kahles Haupt, —

Ziehet mir ins Herz ein Bangen,
Daß zu früh, zu früh vergangen
Meiner Liebe Rosenzeit,
Und — ich träum' von Ewigkeit.

Nahida Sturmhoefel.



Bangkok, die Residenzstadt Siams, teilt man ein in ein Bangkok zu Lande und ein Bangkok zu Wasser. Fesselt jenes besonders durch seine hochinteressanten Straßenbilder — von Ponies gezogene antediluvianische Holzkästen, hierzulande Omnibusse genannt, schweißtriefende Chinesen, ihre wohlhabenden, oft auch wohlbeleibten Landsleute ziehend, Sänftenträger, Elefanten mit ihren Führern, buddhistische Priester, mit ihren von Gläubigen gespendeten gut gefüllten Schalen, Indier in langen weißen Röcken und bunten Strohkappen, an ihren langen, schwarzen Haaren kenntlichen Leute aus den Laos-Staaten (siehe S. 21) wirkt Bangkok zu Wasser eigentlich noch interessanter, spielt sich doch ein Leben von weit über 10 000 Einwohnern auf dem feuchten Element ab. Unzählige, häufig mit Veranden versehene Häuser und Häuschen (s. Seite 22) auf Holzstämmen oder Bambusgeflecht erbaut, bedecken die Uferseiten des Flusses und der Kanäle und gehen mit Flut und Ebbe auf und nieder. Gehen die Geschäfte eines derartigen Hausbesitzers nicht an dieser Stelle, nun so lichtet er die Anker und begiebt sich an einen andern Ort — einfach aber praktisch.



Gedankensplitter. Das Verständnis reicht oft weiter als der — Verstand. — Der Feind des Glückes ist der Wunsch. — Auch im großen Lebensorchester dringen die Blechbläser am besten durch. — Kein Verbrechen, das nicht einen Verteidiger, keine gute That, die nicht einen Ankläger oder Spötter fände. — Das, was man sich den Anschein giebt, nicht gehört zu haben, hinterläßt oft den tiefsten Eindruck. — Die Freundschaft, die von der Lüge lebt, stirbt an der ersten Wahrheit.

Die Spielhölle in Baden-Baden. Als die preußischen Truppen 1849 Baden besetzt hatten, eilten viele Offiziere nach Baden-Baden, um dort ein Jeu zu wagen. Die Folge davon war ein strenges Verbot an die Offiziere, nicht am Roulette zu spielen. Der Prinz von Preußen, unser nachmaliger Kaiser Wilhelm I., ließ es sich angelegen sein, selbst zu kontrollieren, wie weit das Verbot unter seinen Offizieren Beachtung fand. So wanderte der Prinz eines Sommerabends durch die Spielsäle von Baden-Baden und bemerkte eine Reihe Offiziere in Civilkleidung beim Spiele sitzen. Ruhig tritt er hinzu und beobachtet das Treiben. Ein nicht besonders vermögender, aber ungemein begabter Offizier hat bereits ein Vermögen verloren und immer wieder setzt er auf rot und die verhängnisvolle Kugel fällt beharrlich auf Schwarz. „Mein lieber Leutnant J.“ redet der Prinz diesen so schonend wie möglich an, „hören Sie auf.“ Erst jetzt bemerkt der Offizier den Prinzen, erhebt sich verwirrt, stammelt ein Entschuldigen und verschwindet. Kaum war der Offizier fort, so schlug das Glück um, die Kugel rollte auf Rot und der stehengebliebene Einsatz gewann. Nun spielte der Prinz im Interesse des arg gerupften Offiziers weiter und gewann in kurzer Zeit viel mehr, als dieser verloren hatte. Am folgenden Tage sendet der edle Prinz den ganz erheblichen Betrag dem Offizier mit dem höflichen Ersuchen zu, von nun ab nicht wieder spielen zu wollen. J., der als berühmter General seine Laufbahn schloß, hat thatsächlich nie wieder gespielt.

Wie sich ein Nabob amüsiert. Welch eine dürftige Rolle spielen heute die Milliardäre, die uns Amerika hin und wieder nach Europa sendet, gegen die, nun offenbar ausgestorbenen Nabobs, die in dem märchenhaften Indien sich ihre ungezählten Millionen zusammen gerafft haben. Kam da ein solcher Mann aus Calcutta mit einem Reisegeld von etwa 20 Millionen Franken in der Tasche nach Bordeaux, stieg im ersten Hotel ab, und weil er den Palast allein bewohnen wollte, mietete er sämtliche Hotelgäste aus. Dieses Vergnügen kostete ihm 150 000 Franken. Am folgenden Tage kaufte er alle Mützen in der Stadt auf und ließ sie unter ungeheuerem Jubel unter die Straßenjugend verteilen. Nun bekam er den Einfall, zehn Ochsen braten zu lassen und bot diese der ärmeren Bevölkerung zum Frühstück an. Dazu lieferte der seltsame Nabob drei Lastwagen voll Semmel und über fünfzig Stückfaß Rotwein. Fünf Tage hindurch währte das tolle Fest. Kein Mensch mehr dachte an Arbeit, alle Werkstätten und Fabriken mußten stillstehen. Als dann aber der Nabob den Einfall bekam, alle Regenschirme in der Stadt, einerlei ob alt oder neu, gegen einen hohen Betrag aufzukaufen, so daß, als schwere Regentage eintrafen, kein Mensch mehr einen Schirm besaß, legte sich denn doch die Behörde ins Mittel und schob den reichen Mann nach Paris ab. Dort ist er denn auch sein Geld losgeworden.



Frau Lehmann (zu ihrem von der Reise heimgekehrten Gatten): „Ein Service hast Du mir mitgebracht? Aber um Gotteswillen — da steht ja drauf: „Hotel zum goldenen Löwen. —“

Lehmann: „Du glaubst doch nicht . . . da sieh her, daß es bezahlt ist (die Hotelrechnung hervorziehend) . . . Service 75 Pfennige . . . Dankend erhalten.“

Der Aberglaube moderner Bräute treibt im Lande des Dollars die seltsamsten Blüten. So ist es jetzt in Nordamerika Mode geworden, sich der Ueberzeugung hinzugeben, daß von den Farben, die eine Braut bei der Hochzeit trage, das Glück in der Ehe abhängig sei. Als Frau Hagen, eine geborene Meleon, deren Gatte früh verstorben und ihr die nötigen Millionen hinterlassen hatte, dem berühmten Admiral Dewey zum Traualtar folgen wollte, trug sie den unerschütterlichen Glauben in sich, daß sie am Hochzeitstage etwas Altes und etwas Neues, etwas Geborgtes und etwas Blaues tragen müsse, wenn sie an der Seite des Besiegers der spanischen Flotte glücklich sein wolle. Die Braut löste sich diese brennende Frage ganz wie eine moderne amerikanische Millionärin. Sie wählte zur Trauung ein graues Atlaskleid, welches kaum über die Knie reichte und von ganz absonderlicher Façon war. Dazu ein winziges Mopshütchen von grüner Farbe, wie es noch bisher von keiner Dame getragen wurde, nebst einem langen französischen Umhang, der wie Engelsflügel ausgestaltet war. Das repräsentierte nun das glückbringende — „Neue“. „Etwas Geborgtes“ stellte ein blaues Taschentuch dar, welches sich die Braut von einem auf Kuba verwundeten Soldaten entlieh, „etwas Altes“ waren die echten Spitzen an ihrem sonderbaren Brautkleid und das hochwichtige „Blau“ lieferten die Saphire an den kostbaren Ringen ihrer Hand. Der Bräutigam Admiral soll sehr verwundert gewesen sein, als er der Ausrüstung seiner zukünftigen, besseren Hälfte ansichtig wurde. Der Aberglaube ist zuweilen ein Kobold, der die höchsten Damen der Gesellschaft nicht verschont.

Eine seltene goldene Hochzeit wurde dieser Tage in einer rheinischen kleinen Stadt gefeiert. Das Ehepaar Brunner, Besitzer einer bekannten Weinfirma, schritt feierlich zur Kirche, um sich seine goldene Ehe abermals einsegnen zu lassen. Merkwürdig ist, daß die Brautmutter und der Vater des goldenen Bräutigams noch leben. Die rüstige Brautmutter zählt 94 Jahre, der Vater des Jubelbräutigams 97 Jahre. Bei dem sich der Trauung anschließendem Fest führten die glücklichen alten Leute, einen Urgroßmuttertanz, das Jubelpaar aber, den Großvatertanz auf.

Rebus.



(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

Knackmandel.

Eine grüne Flur bin ich,
Wo die Tänzerinnen streben,
Bei den Touren boshaft sich
Derbe Püffe abzugeben;
Doch wer fällt, kann ruhig sein,
Auferstehen wird nicht fehlen,
Denn es muß stets der Verein
Gleiche Zahl von Tänzern zählen.

Krebsworträtsel.

Es erwacht mit jedem jungen Tag,
Du genießt's mit Lust und Wonne;
Drehst Du es um, verhüllt's im Haag
Dir Gottes schöne Sonne.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Rätselsonetts: Dichtkunst; der Scharade: Hausehre.

Verantwortl. Redacteur C. Fischer, Berlin-Charlottenburg.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.